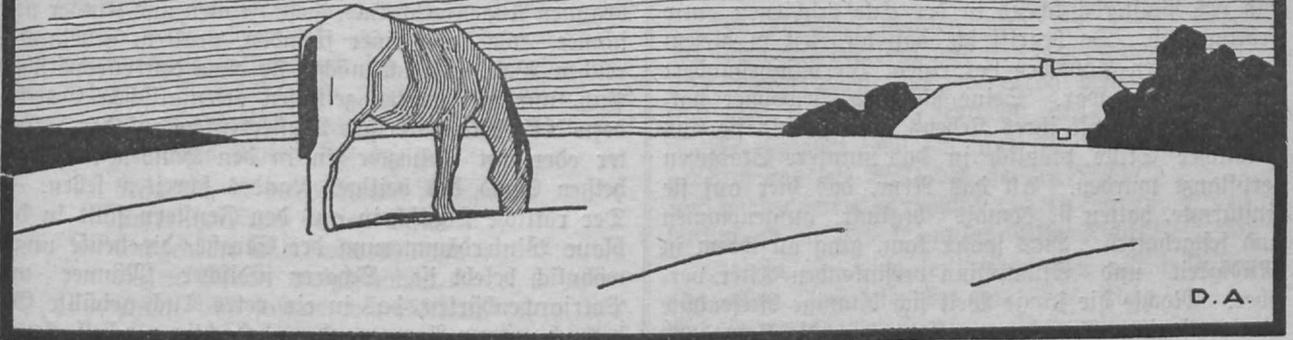


# Herzflammen 1929



Baltisches Haus- und Jugendblatt.

Bezugspreis: Vierteljährl.: 0,50 Kronen, Aus-  
land 0,60 Kr., Deutschland 0,70 Rmk., Lettland 0,80 Lat.  
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte  
3 Ct. (Ausland 0,05 Rmk.; Lettland 0,04 Lat.)  
Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtstr. 6.  
Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Kaderstr. 12.

Erscheint  
einmal monatlich.

Einzelnummer 20 Cents.  
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind,  
dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein.  
Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben.  
Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen  
und Änderungen vorzunehmen. Einsendungen ohne An-  
gabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 5

Reval, 29. Mai 1929

6. Jahrgang

Wenn man auf das Ganze sieht, wenn man das Weltstreben empfindet, wenn man den Atem des Geistes und Gottes fühlt, der durch das Zeitalter hin wehet, so erhebt sich eine strahlende Gestalt der Zukunft — das alte Germanien erhebt sich wieder in Glanz und Wonne.  
Ernst Moritz Arndt.

## „Pompeji“ und Umgegend.

Erinnerungs-Ausgrabungen.

Aus der Geschichtenfolge „Meine Alten“ von Elisabeth Goerke.

An einem krummen Gäßchen unserer kurischen Kleinstadt, das jetzt den Namen Bergstraße führt, von den Bewohnern aber meist die Synagogenstraße genannt wird, hockt ein kleines niedriges Haus. Man braucht nur ein wenig den Fuß zu heben, um in die drei Fensterchen hinaufzusteigen, und zu dem steil aufstrebenden Dach kann auch ein Mensch von geringer Größe leicht mit der Hand hinaufklagen. Das ganze hübsche Häuschen sieht aus, als steckte es halb im Erdboden und müßte erst ausgegraben werden. Daher trägt es von altersher den Namen „Pompeji“. Vor der niederen, fast immer geschlossenen Tür breitet eine alte Linde ihr Gezweig über die schmale Straße und neigt sich zu den Dachstufenfenstern des gegenüberstehenden Holzhauses vor. In früheren Jahren sah man zuweilen ein altes Männchen mit grauem Schifferbart vor Pompejis Tür stehen, ebenso klein und gebückt, wie das Häuschen selbst. Dieses selten geöffnete

Türchen und die meist verhängten Fenster hatten für mich in meiner Kindheit etwas seltsam Geheimnisvolles, trotzdem ich genau wußte, daß der alte Mann nichts weiter war, als ein pensionierter Diener einer adeligen Gutsbesitzerfamilie aus der Umgegend der Stadt. Da der Grund und Boden des Häuschens und der dahinter sanft zu einer Wiese abfallende Obst- und Kartoffelgarten Gutsbesitz waren, hatte der treue alte Diener mit seiner kleinen Familie es zu lebenslänglicher Benutzung erhalten. Früher, ehe das einige Straßen weiter gelegene große Stadthaus für die Witwe des Barons gebaut wurde, mochte Pompeji der Gutsbesitzerfamilie als Absteigequartier gedient haben. Ich fand, man hätte es mit seinem Bewohner, der wie ein Wurzelmannchen aussah, und der großen Linde sofort in den Märchenwald versetzen können. Einmal, als ich im Vorübergehen in die ausnahmsweise offenstehende Tür hineinblickte, sah ich in dem halbdunkeln

Vorzimmerchen einen altersgelben „Paudel“ (eine Sutschachtel aus Karton) stehen, mit dem Firmenschild eines längst nicht mehr existierenden jüdischen Gutladens. Auch die großblumigen Muster der Tapete und des Polsterbänkechens in der Ecke erschienen mir uraltmodisch. Da begriff ich, daß die Zeit in diesem verwunschenen Häuschen vor einem Vierteljahrhundert stehengeblieben war. Seine schlichten Bewohner hatten den Höhepunkt ihres Lebens erreicht, als sie aus ländlicher Stille plötzlich in das muntere Städtchen verpflanzt wurden. All das Neue, das hier auf sie einstürmte, hatten sie damals beglückt aufgenommen und festgehalten. Was später kam, ging an ihrem in Müdigkeit und Stumpfsinn versinkenden Alter vorüber. Wochte die junge Welt sich blumige Riesenbüte oder winzige Köpfechen aufsetzen, — die kleine alte Frau in Pompeji trug jahraus jahrein ihren ersten, sorgsam geschonten schwarzen Bandhut, den sie einst vom „schönen Viktor“ gekauft hatte. Der schöne Viktor! Dabei sehe ich deutlich das kleine geschniegelte Südchen mit dem affektierten Augenaufschlag in seinem Puzlädchen stehen und die Damenbüte auf dem eigenen Kopf probieren. Oft haben meine Mutter und ich über seine gezierten Redensarten herzlich lachen müssen. Als einmal irgendwo die Rede von schönen Männern war, sagte der schöne Viktor mit tiefem Seufzer: „Ja, wir haben es nicht leicht!“ Stets war er bemüht, sich fein und gewählt auszudrücken, und ich höre es noch, wie er seinen Lehnmädchen, die das Petroleumlämpchen löschen sollten, mit hoheitsvoller Geste befahl: „Beenden Sie die Lampe!“ Ein anderes Mal schalt er vom Ladentisch aus einen Angestellten, wandte sich aber sofort wieder mit süßestem Lächeln zu uns und erklärte: „Man muß manchmal in höherem Ton mit ihm reden.“ Der schöne Viktor ist längst nach Afrika gezogen, um, wie ich damals meinte, Güte für die Mohnrentkinder zu garnieren. Nur in Pompeji lebt sein Name noch fort. — Die Linde sieht neugierig in die Fenster des Holzhauses drüben. Dort habe ich auch oft und gern hineingehaut, wenn ich mit meiner Musikmappe am Freitagabend vorüberpilgerte. Dann brannten in der kleinen sauberen Stube der jüdischen Hausbewohner auf weißbedecktem Tisch eine Menge dünner Kerzen, die „Schabbeslichte“, die immer ein wenig schief im Leuchter standen und nicht gelöscht werden durften. Zuweilen saß auch die Familie um den Tisch: der Hausvater, — wenn er nicht gerade nebenan in der Synagoge war, — mit der Mütze auf dem Kopf vor seinem Teegläse und die vielen kleinen schwarzhaarigen Kinder in Festkleidern, jedes mit einem Stück „Challe“, dem jüdischen zopfartig geflochtenen Weißbrot in der Hand. Längere Zeit bewohnte der Rabbiner das Haus, der schwarzbärtige Langröckige Mann, von dem es im jüdischen Volksliede heißt: „Das ist der Rebbele mit seine Kinderle“ und der meinem Vater, als dem damaligen allbeliebten Stadthaupt (Bürgermeister) zum Neujahrstage schrieb: „Sohnwohlgeborener Herr Stadthaupt! Höchst vergnügt greife ich wiederum die Feder, meine angenehme Pflicht, Ihnen zum Jahreswechsel die herzlichsten Segenswünsche im Namen der hiesigen Hebräergemeine, wie auch in meinem Namen darzubringen,

abzutragen“ usw. — Im Dachstäbchen hauste meine Schneiderin, eine zierliche junge Südin mit ihrem hübschen Bambino „Reibele“. Mit ihren raffigen, feingliedrigen Gestalten und den mandelförmigen schwarzbraunen Augen erscheinen diese Frauen und Kinder mir immer wie aus einer fremden, uralten, geheimnisreichen Welt, und ich möchte sie ohne den europäischen Fuß, nur mit bunten zeitlosen orientalischen Gewändern bekleidet, malerische Wasserkrufen auf der Schulter oder mit Palanzweigen in den Händen über den heißen Sand des heiligen Landes schreiten sehen. — Der rötliche Lichtschein aus den Fenstern fällt in die blaue Winterdämmerung der Straße, die heute ungewöhnlich belebt ist. Scharen jüdischer Männer mit Patriarchenbärten, das in ein rotes Tuch gehüllte Gebetbuch unterm Arm, wandern bedächtig zur hellerleuchteten Synagoge. Eintöniges Gemurmel vieler Männerstimmen dringt aus der offenen Tür und schwillt zum Brausen, das weithin über Pompejis Garten, über die Wiese hinweg bis in den Garten meines Elternhauses hörbar ist. Auch einige Frauen eilen zur Synagoge, alte, oft unförmig beleibte Südinnen mit Spuren einstiger Schönheit in den runzligen Gegengesichtern. Viele tragen noch die altmodische fettglänzende Tour, den falschen Scheitel, über den grauen Vöckchen unter der festtäglichen Samtkapotte. Auch die alte Schürzenhändlerin ist darunter, die mit ihrem triefängigen Lebensgefährten „Luäh“ (Luis) ein winziges Lädchen mit Schürzen, Strümpfen und allerlei Kurzwaren hat. Meine Mutter kaufte dort mit Vorliebe Weihnachtsgeschenke für die Dienstboten ein und erhielt von der Alten einmal eine Rechnung in folgender köstlicher Orthographie zugesandt:

2 Sirzen (Schürzen)

1 Reborimfirz (Reformschürze)

3 eilen (nämlich drei Ellen Spitzen)

1 Gelychen (Gälschen, gesteihtes Vorhemd)

1 ditau (dito)

6 Tasentiger (Taschentücher).

Die freundliche Alte grüßt würdevoll zu mir herüber und wackelt die Synagogentreppe hinauf, wo die Frauen hinter dem Gitter dem Gottesdienst beimohnen. Draußen vor der Tür balgen sich einige schmierige schwarzjüngige Bengel. Einige von ihnen schmausen Pfefferkuchen. Am Tage ist eine jüdische Hochzeit in einem reichen Hause gefeiert worden, — die lustige Musik ist erst bei Einbruch der Dämmerung verstummt. Auch die Straßenjungen sind bewirtet worden, und die Ohren noch voll von den lustigen Tanzweisen, hüpfen sie umher und frähen: „Nest woll'n wir tanzen und dann essen wir die Wanzen!“ Sagt lieber: dann fressen uns die Wanzen! meine ich und gehe den grauen Bretterzaun entlang, der Pompejis Garten von der Straße trennt. Dahinter wiegen einige hohe Tannen ihre schneebestäubten Wipfel, und die kahlen Birnbäume gucken melancholisch herüber. Oft bin ich zu später Abendstunde, von einer lustigen Jugendgesellschaft im Elternhause meiner Freundin heimkehrend, diese Straße gegangen, wenn sie in stillem Dunkel lag, nur dürftig erhellt von dem altwäterischen Straßenlämpchen oder dem Lichtstumpf meiner Laterne. Einmal aber in stürmischer Herbstnacht war die verträumte

Umgebung Pompejis voll unheimlichen Lebens. Die Linde tat, als wollte sie mit ihren klackenden Zweigen die Fensterscheiben des Rabbinerhauses zerschlagen und aus Pompejis Garten wirbelten die dürrn Blätter über den Baum und hüpfen raschelnd hinter mir her wie Schritte unsichtbarer Tänzer. Der Wind machte eine wahre Gespenstermusik an der Synagogenede. Im Sturmschritt wollte auch ich daran vorüber und hatte plötzlich Saint-Saens' „Danse maccabre“ im Ohr, — das schauerliche Konzert der klappernden Totengebeine. Verse fügten sich dazu:

Nächtlich in des Gartens Räumen  
unter herbftlich leeren Bäumen,  
ausgedörrt und frostvernichtet,  
liegen Blätter aufgeschichtet,  
schlaff und saftlos wie Skelette  
all in einem Massenbette. —  
Horch! Die Erde rings belebt sich!  
Aus der Finsternis erhebt sich  
Ein Gezißel und Gehüschel,  
ein Geraschel und Gehüschel,  
wie von leisen Tanzschritten.  
Summend kommt der Wind geglitten.  
Aus den schwarzen Blätterhaufen  
klingt ein Schürfen, Hüpfen, Laufen.  
Hoch die toten Blätter fliehn,  
wirbeln, gaukeln, raschgetrieben.  
Wie erschreckte Falter flattern  
sie empor an Lauben, Gattern:  
hundert, tausend steigen, schweben,  
wie erfaßt von tollem Leben,  
wie von Tanzeswut ergriffen  
bei des Windes gellen Pfiffen. —  
Und des wilden Treibens Meister,  
in die stillen Gassen reißt er,  
über Bäume, Wipfel segt er,  
tobend, heulend, johlend schlägt er  
schwirrend, Mirrend an die Fenster  
einer Sommerwelt Gespenster.  
Plötzlich sinken sie und schweigen...  
Zornig lacht es in den Zweigen.  
Wieder zuckt es unten, schleift es,  
auf den Steinen pocht es, läuft es...  
Und der Wanderer schreckt und schauert.  
Fühlt er sich verfolgt, belauert?  
Hinter ihm bei jedem Schritte  
tänzeln unsichtbare Tritte.  
Flüchtend Kreuzeszeichen weist er  
um sich: „Alle guten Geister...!“  
Doch sein Stoßgebet verschlingen  
Stimmen, die der Nacht entspringen,  
die zum Riesenschore schwellen  
gleich der Sturmflut jachen Wellen,  
daß die Himmelsräume brausen...  
Über das geduckte Grausen  
bis ins tiefste Fernes schweigen  
stürmt des Todes Siegesreigen. — — —

Heute aber kann ich unbehelligt meinen Abendgang durch Pompejis friedliche Gasse fortsetzen dem freundlichen graublauen Hause zu, das viele mir bekannte Menschen beherbergt hat. Zuerst meinen Taufpaten, den Doktor mit der großen Kinderschar, — den

## Schlafen...

Fern sind des Tages Stimmen und Gestalten,  
das lange Tagewerk ist nun vollbracht.

Nun neig' dich mir; in deines Kleides Falten  
laß' mich entschlafen, stille dunkle Nacht!

Ja, schlafen, schlafen und der Welt vergessen,  
sich lösen aus der Zeit und aus dem Raum  
und wiederfinden, was wir froh besaßen,  
und alte, liebe Wege gehn im Traum!

Ja, schlafen, schlafen und sich Ruhe gönnen,  
gerettet aus der Welt des grellen Lichts,  
und wieder harmlos fröhlich lächeln können.  
hin sinkend in das traumlos stille Nichts!

Ja, schlafen, schlafen! Frei von allem Kummer,  
von allem Herzeleid, das hart uns traf!  
Und so, gewiegt von süßem Kindeschlummer,  
hinübergleiten in den letzten Schlaf.

M. v. Blaes-Hoerner.

vielen wilden Jungen, die erbitterte Straßenkämpfe mit den Judenthümern führten und der Schrecken aller friedlichen Bürger waren. Ich habe sie nur als gezeigte ältere Leute gekannt. Keiner von ihnen weiß mehr im Städtchen, aber man erzählt sich heute noch von manchem losen Streich der übermütigen Doktorjungen, wie sie ein Ferkelchen in die Synagoge schmeugelten, Rießpulver austreuten und tausend Pöffen trieben. Nur eine Vertreterin der Familie kehrte einmal zurück, um ihr Heimathaus wiederzusehen und als jugendliche Großmutter mit ihren Enkeln die alte liebe Bergstraße hinunterzurodeln. — Und dann sehe ich mich in einem wunderbar anheimelnden kleinen Zimmer des graublauen Hauses einem sehr hübschen und unendlich lieben Gesicht gegenüber, der allberehnten Baronin, die sieben hochgewachsene blonde Söhne hat und von der niemand sagen kann, daß sie alt ist. Mit ihrer lauten hellen Stimme und voll jugendlicher Lebhaftigkeit erzählt sie von ihrer letzten Italienreise, läßt mir von ihrer geistvollen Gesellschafterin allerhand kleine Kunstwerke zeigen und weiß sie so zu bewundern, daß ich wie gebannt zuhöre und förmlich untertauche in einem Bade geistigen Hochgenusses. Viele auserlesene schöne religiöse Bilder schmücken die Wände. Jedermann weiß es, die Baronin ist ein ungewöhnlich frommer Mensch, eine geläuterte Persönlichkeit. Doch war ihr Christentum niemals aufdringlich betont oder engherzig eifernd, sondern voll verjöhnender Milde und echter Herzenswärme. Die tiefschauende Menschenkenntnis, die aus ihren sehr großen karblauen Augen sprach, verurteilte nie. Ein Hauch von seelischer Jungfräulichkeit lag über ihrer großen und doch rührend zarten, von vielen Krankheiten gebrechlichen Erscheinung. Es war selbstverständlich, daß die Söhne, die sie wie eine Heilige verehrten, diese Mutter nach ihrem friedvollen Heimgang in einen weißen Sarg betteteten und an ihrem Grabe „Dobe den Herren“ sangen. — Noch eine andere alte Baronin bewohnte nach der verstorbenen das Haus, — Tante Annette, wie sie von ihren vielen Underwandten genannt wurde, — eine würdevoll und selbstbewußt dreinschauende, behäbige Dame. Oft bin ich ihr in der

Gegend von Pompeji begegnet, wenn sie am sonnigen Wintermorgen, das frische alte Gesicht unter dem schneeweißen Scheitel leicht gerötet, am Arm ihres grauköpfigen Hausknechtes mit hochgeschürztem schwarzem Wollkleid und großen Pelzgaloschen dahergestapft kam. Es hieß, sie sei eine gutherzige, wohlthätige, aber etwas schrullige Natur, die gern derb die Wahrheit sagte und ihre Standesgenossen nicht immer schmeichelhaft kritisierte. — Ein Original voll seltsamer Einfälle und Gewohnheiten. Sie wollte es nicht leiden, daß junge Mädchen sie mit dem bei uns üblichen ehrfürchtigen Handkuß begrüßten und trug auf der Straße, selbst im Hochsommer stets weiße selbstgestrickte Wollhandschuhe. Von der Kunst der Ärzte hielt sie nicht viel, umsomehr aber von der Homöopathie, mit der sie dauernd sich und ihre Untergebenen behandelte. Häufig kam sie in die Apotheke meines Vaters, um sich Rat und harmlose Mittelchen für tausenderlei kleine Leiden zu holen. „Der alte Apotheker ist klüger als alle Ärzte zusammen!“ sagte sie oft. — An ihrem Hause vorbei geht die Bergstraße eine Anhöhe hinunter zur Unterstadt im Tal zwischen den zwei Seen, wird aber noch oben von der Mühlenstraße durchschnitten, die sich in zwei durch eine Weißdornhecke voneinander getrennte ungapflasterte Wege teilt. Der eine führt zu der stattlichen, über den grünen, zum Park gestalteten Bergabhang weit ins Land blickenden Villa einer adeligen Familie, der andere geht am kleinen Mülserhause vorbei, — scheinbar direkt in den blauen Himmel hinein, denn der Mühlenhügel fällt hier ziemlich steil zum See ab. Der lichtvolle Ausblick dieser ländlichen Straße ergriff mich tief, als ich einmal in schwerer Zeit mit traurigen Gedanken in dieses Morgentor trat. Hier konnte man sich die Seele freisorgen, — die Landschaft rief mir zu:

Steh auf und tritt' in das Morgentor  
und blick' in Gold und Blau! —  
Sturmfrische Freude weht empor,  
und aus dem Nebel glänzt hervor  
der Täler unendliche Schau.

Den Fuß ins Morgentor gestellt,  
sing' in die Weite dein Leid. —  
Todeinsam halt es in die Welt.  
Dir aber — schwesterlich gesellt —  
läuscht die Unendlichkeit.

Am Hügelrande stand viele Jahrzehnte hindurch die Windmühle, ein Wahrzeichen der Stadt, das der Weltkrieg hinweggefegt hat. Der letzte Müller war in der Fremde gestorben und während der Kriegsjahre verwitterte die stillstehende Mühle. Späten und Krähen lärmten frech im Sparrenwerk der Flügel, und unter dem schadhaften Dach hatten Soldaten mit ihren Mädeln ein ungestörtes Stelldichein. Blaue Jungen von Schleswigs Wasserkante kletterten an dem einen hochstehenden Flügel hinauf und hielten Umschau wie auf hoher See. Mehr und mehr wurde die von Sturm und Regen mißhandelte Mühle zur malerischen Ruine, so recht zum Tummelplatz übermütiger Jugend geschaffen. Das fand auch die lustige Mädelschar, die täglich im Garten der neuen Doktorvilla unten an der Bergstraße zu vielleicht nicht immer löblichem Tun versammelt war. Martha, die Malerin, hatte an

einem schönen Juliabend einen köstlichen Einfall: „Wir geben in der Mühle ein Gespensterfest! Heute abend, wenn es dämmert, treten wir alle als abgechiedene Geister dort auf und jeder muß aus seiner Vergangenheit erzählen, — natürlich möglichst Gruseliges!“ Eine Stunde später steckten alle in den merkwürdigsten Kostümen. Martha und ihre Freundin, die hübsche Grete, die wir Psyche nannten, hatten sich grauenhaft entstellt. Aus wachsblassen Gesichtern schauten ihre Augen unheimlich blaumrandet unter Kränzen aus gelben Seerosen. Ihre Zöpfe waren mit See gras durchflochten und die blauen Malkittel, die sie trugen, mit Schilf benäht. „Seid ihr Nixen?“ fragte jemand. „Nein, wir sind erkrankene Jungfern“, antwortet Martha mit hohler Stimme und verdreht gräßlich die Augen. „Die aus Liebesgram ins Wasser gingen,“ ergänzt Grete, die trotz der abscheulichen Schminke wie ein blondes Madonnenkind aussieht. „Vom See am Mühlenberg sind wir heraufgestiegen, das Geisterfest zu feiern.“ Gleich darauf muß ich laut lachen. Da steht Gerda, unsere blonde Walküre in fleischfärbiger Bäuerinnentracht, auf dem vollen Busen ein knallrotes Kartonherz von einem Obstmesser durchbohrt. „Sch bin die ungetreue Müllerin, die von ihrem Mann erdolcht und in den See geworfen wurde!“ erklärt sie vergnügt und lacht mit ihren prächtigen Zähnen. „Uhuuh!“ macht jemand hinter uns, und eine schauerhafte, trummnasige Hexenmaske guckt durch den Türvorhang. Ruths kleine Gestalt mit gewaltigem Göcker und grellbuntem Kleide nähert sich mit grotesken Sprüngen und kräht: „Kinder, seht die Hexe an, wie die Hexe hexen kann!“ Ihr folgt der Führer aller bösen Geister, Mephisto in höchsteigener Person, — schwarz und gertenschlang mit Wärtchen und Fahnenfeder, — Marthas Cousine, die junge Kunstphotographin. An ihrem Arm hängt Gerta, der Backisch, in hellblauem viel zu weitem Gretchenkostüm und probiert, an Gerda vorüberschreitend, einen Ohnmachtsanfall: „Nachbarin, euer Mäschchen!“ Plötzlich springt die Verandatür weit auf und heraus bewegt sich ein weißer Leichenzug. „Pui, Kinder, da kann man ja die Nase kriegen!“ rufe ich entsetzt und muß ausspucken. Auf weißberhüllter Bahre wird Udda, von Lakon zugedeckt, mit weißumwundenem Kopf von unsichtbaren Trägern getragen. Ihr spitzes Mäschchen erscheint in dem gelblichweißen mageren Gesicht unheimlich scharf und knöchern. Alle starren, plötzlich ernst geworden, wie gebannt auf das schauerliche Bild. Da richtet Uddas Kopf sich vom Rissen auf, das Lakon fliegt zur Seite, und auf den Schultern der aufrecht stehenden Leiche sehen wir zwei Stangen ruhen, deren Enden von der vorausschreitenden Kleinen Benita getragen werden. Das über Benitas Kopf geworfene Lakon hatte eine liegende Leiche vollkommen vorgetäuscht. Die Kleine, die in den gelben Miederhosen und roter Weste steckt, erklärt jetzt, sie sei ein vom Seil geschnitzter Zigeunerbub aus dem Jahrmartztirkus, der zu Mariä Himmelfahrt am Seeufer aufgebaut wird. Zuletzt erscheint noch unser junger feldgrauer Wanderkamerad, der natürlich den grimmigen Müller vorstellen muß. Dann flattert die bunte Gesellschaft die abendstille, menschenleere Bergstraße hinauf und um die Ecke zur Mühle, wo in einem dunkeln Winkel drei Lichte um

einen Totenschädel brennen. Hinterdrein leucht die alte Doktorstüchlin mit einem dampfenden Schmorkeffel voll Kafee, — dem Lethetrank dieser heiteren Spukgestalten. Ich tue nicht weiter mit, mag meine schwer herzleidende Mutter nicht lange allein lassen und gehe heim, die Bergstraße hinauf. Die Eßigrose im Doktorsgarten sendet mir ihren säuerlichen Laubduft nach und läßt mich einen Augenblick am Staketenzaun stehenbleiben. Hinter der grünen Schaukelbank blühen Feuerlilien und Frits, — jeden Sommer, solange ich denken kann, immer dieselben Blumen: nur ihre Besitzer und Pfleger wechseln. Und plötzlich sehe ich anstelle der neuerbauten modernen Doktorsvilla ein altväterisches Fachwerkhaus, weiß mit braunen Balken, weißumrankt, mit Balkon und hölzernem Vorbau. Es ist ein Seitenstück zu Pompeji, nur, daß man es nicht in den Märchenwald, sondern in irgend einen deutschen Poetenwinkel am Rhein oder bei Nürnberg verpflanzen könnte. Über der Tür ist mit weißen Buchstaben gemalt: „Gottes Wort des Hauses bester Hort“, und aus dem Innern des Hauses tritt eine kleine bucklige alte Dame mit blauer Brille. Sie sagt irgend etwas langsam in lehrhaftem Ton und bewegt dazu ausdrucksvoll ihre spinnedürren winzigen Hände. Es ist das Schulfraulein, die wegen ihrer Strenge gefürchtete und als große Gelehrte bekannte alte Lehrerin. Vor vielen Jahren hielt sie hier ein Mädchenpensionat und eine Schule, — zu jener Zeit, da man die Jugend nicht auf Wanderungen und zu Spielplätzen führte, sondern mit mehr Strenge als Liebe zu Gottesfurcht und Pflichterfüllung erziehen wollte. Ich habe mir

freilich erzählen lassen, es hätte nirgends so viel übermütige, zu umgezogenen Streicher aufgelegte Mädchen gegeben, wie in diesem behüteten Pensionat. Da ich einer späteren Generation angehörte, habe ich diese Schule nur vom Hörensagen und das strenge Fräulein als müde und milde gewordenes Mädchen gekannt, das sich im Garten von der Sonne wärmen ließ und drei kleine langzöpfige Großnichten hütete. Diese rosigen kleinen Mädchen mit den strahlenden Blauaugen entstammten jener alten Familie, zu der Simon Dachs' Nannchen von Tharau gehörte, — eins von ihnen hieß sogar Nannchen. Ich höre die drei Stimmchen noch durch den Garten zwitschern und mit unglaublicher Zungenfertigkeit singen: „Wippwippwippwippwippwipp Fichlein...“ Gleich an den Staketenzaun des Doktorsgartens reiht sich ein anderer, der den Park der adeligen Villa umschließt. Wer müde die Bergstraße hinauffsteigt, bleibt gern hier stehen, um einen Blick durch die Stäbe auf den grünen Abhang zu werfen, der im Frühling voller Weiden ist. Von oben winken Fliederbüsche, weiße und rosa Kastanienkerzen und schöne hohe Rotbuchen. Doch dem Park gegenüber auf der anderen Seite der Straße steht noch ein Pompeji wesensverwandtes kleines Bauwerk, ein rosafarben getünchtes Häuschen mit altväterischem überdachtem Vortreppchen und einigen hohen alten Bäumen, die im Winter voller Sterne hängen. Das breite Giebelstufenfenster hält immer noch den ganzen Abendgoldglanz fest, wenn die Unterstadt schon längst im Dämmer liegt.

(Schluß folgt.)

## Von deutschem Heldentum.

Es ist heute fast gewagt, das Wort „Heldentum“ in den Mund zu nehmen. Für manche ist es zu einer abgegriffenen Münze geworden, weil man die sogenannten „Helden“ zu Dutzenden aus den Filmateliers beziehen kann. Anderen ist der Begriff verdächtig, weil er stark nach Reaktion ausfiehet, weil er sich nicht verknüpfen läßt mit der kühlen, nüchternen Sachlichkeit, auf die wir so unbändig stolz sind, und von der wir das Heil der Welt erwarten. Anderen wieder steht dabei das Angstgespenst der Phrase vor Augen, sie reden dann gern von leerer Begeisterung und geben sich gar nicht die Mühe, zu sehen, ob nicht hinter der angeblich „leeren“ Begeisterung ein sehr ernster Wille zum Einsatz und zur Tat steht.

Haben sie alle, die so denken, den Begriff des Heldischen richtig erfaßt? Wohl kaum. Gewiß nicht den Begriff des deutschen Heldentums, der bestimmt nichts mit der Phrase, allerdings auch nichts mit der n u r Nüchternheit und Sachlichkeit zu tun hat.

Was sich uns in deutschem Heldentum offenbart, ist jauchzendes Bejahen des Lebens und seiner Mannigfaltigkeit und doch ein Hinverfenkönnen dieses geliebten Lebens um des Höheren willen. Ist tiefes Sichverantwortlichfühlen für das Land, das uns trug, für die Gemeinschaft, der wir entstammen und doch ein Hinauswachsen über die Gemein-

schaft zur rein erschaute Idee. Ist Kampfwille und doch klares Erschaun und Einschätzen der gegnerischen Kräfte. Ist ein Wollen, das bis in den Himmel greift und doch sich beugt vor dem göttlichen Urquell, aus dem uns die Kraft fließt: ist das heilige Feuer, das den Menschen treibt, sich selbst zu erfüllen in der Hingabe für andere, ist das glühend innere Müßsen, das zur Tat drängt, auch wenn sie zur Vernichtung führt! Deutschlands Heldentum weiß nichts von sich selbst, es braucht nicht von Volk und Vaterland zu sprechen, denn beides blüht und leuchtet in seiner Reinheit aus ihm heraus, es braucht keinen Herold, denn es ist lebendiges, sich durchsetzendes Leben, es braucht nur eins: eine Gesellsch a f t, die seine Idee begreift und sich mitreißend läßt — über sich selbst hinaus — zur befreienden Tat.

Aus Geschichte und Sage steigen Bilder auf, die das Gesagte lebendig werden lassen: die sonnenleuchtende Gestalt eines Siegfried, das suchende Erkennen eines Parsival, die Unbedingtheit eines Gütten, die Unererschütterlichkeit eines Luther, die verantwortungsbewußte Größe des „einigen“ Friedrich, die starke Frauenseele einer Königin Luise, das jauchzende Dahinstürmen einer Jugend vor Langemarck, das zähe Kämpfen einer Generation, die im stärksten

### Der Fremde kam...

Der Fremde kam in den Birkenwald  
 Und schaute sich prüfend um —  
 Den Vögeln wurde es langsam kalt,  
 Die Bäume standen ganz stumm.  
 Der Fremde griff zu der scharfen Art,  
 Die blizte im Sonnenschein...  
 „Ich will nicht, daß ihr hier weiter wacht,  
 Ein Feld wird nützlicher sein!“  
 Was gilt dem Fremden ein Finkenjchlag,  
 Was gilt ihm ein Bäumlein jung?  
 Ihm geben sie keinen Feiertag  
 Und nichts an Erinnerung.  
 Nie hat sein Auge sich stumm erquickt  
 Im Frühling am Knospen und Blühn...  
 Nie hat er liegend emporgeblickt  
 In helles vertrautes Grün.  
 Er weiß nicht, daß eine kurze Raft  
 Dort drinnen, das Leid verbannt. —  
 Nie streifte er dankbar einen Ast,  
 Nie hat er den Wald gefannt!...  
 Er tut zufrieden den ersten Sieb --  
 Dann schafft er bedächtig fort...  
 Was weiß der Fremde davon, wie lieb  
 Dem Baume sein Heimatort?  
 Er ahnt nicht, daß aus dem Laubgeflecht  
 Die leidende Seele starrt...  
 Wenn er es wüßte, der fremde Knecht  
 Er schlänge noch einmal so hart.

Erica Noien

Grausen über Raum und Zeit hinaus sich Unsterblichkeit schuf, der Lebensglaube eines Walter Flex, in dem Lebensbejahung und Todesbereitschaft zur stärksten Kraft wurden, und das Schicksal und Gewalten zum Dienst sich zwingende Ringen eines Günther von Hünefeld.

Ich höre noch seine Ablehnung, als man von ihm und den beiden Kameraden als „Gelden“ sprach: „Nennt uns nicht Gelden, nennt uns Soldaten, wenn ihr uns ehren wollt“. Das ist deutsches Geldentum: nichts Wissen von sich selbst und eine Bescheidung auch im Augenblick der leuchtendsten Höhe. — Es ist uns bitter not, wenn die Nacht des 13. zum 14. April sich jährt, noch einmal in tiefer Dankbarkeit des Mannes zu denken, dem kurze Zeit der Jubel zweier Völker galt, und dem im Tode das Leuchten aus einer überirdischen Welt die Augen rührte, so daß sie schauen durften in siegfrohe Zukunft.

Was ist es, das uns in diesem Manne heldisches Wesen so besonders stark begreifen läßt? Ist es das große Wagnis? Es haben andere vor ihm das Gleiche gewagt. Ist es das bewußte Einsetzen des Lebens für ein Ziel? Unsere Feldgrauen taten ein Gleiches. Ist es die Tat schlechthin? In unserer Zeit, die von Reden lebt und Handeln klug vermeidet, wirkt allerdings schon solche Tat als Erlösung.

Nein, was uns gepackt und erschüttert hat, ist, daß hier ein Mensch stand, der nicht wie im Kriege, nicht wie bei anderen Völkern, getragen wurde von der Begeisterung aller, sondern, der die Tat

erzwingen mußte gegen Steffis, gegen Unglauben, gegen Verurteilung, gegen das allgemeine Empfinden des Volkes. Daß er die Tat aber auch erzwingen mußte gegen die Gebrechen des eigenen Körpers, gegen die Hemmungen, die ihm die Natur in die Wiege gelegt hatte, daß er es durchsetzte nur durch den Willen, der ihm floß aus dem Glauben an das Werk und aus der Verantwortung für deutsches Geschehen. In ihm lebte Deutschland, aus ihm leuchtete der Geist, der die Schranken nicht anerkennen kann, die der nützerne Verstand unserer Zeit überall aufrichtet. Er fühlte sich gebunden, seinem Volk ein Denkmal zu setzen, und in ihm sah die Welt — nach langer Zeit einmal wieder — die Idee dieses Volkes in ihrer ursprünglichen Reinheit verkörpert. Weil er gebunden war an diese Idee, darum durfte er zur Tat schreiten, weil er Verantwortung fühlte vor Gott, weil ihm sein Leben nichts war, darum durfte er andere Leben an sich binden für die Tat. Weil ihm Treue Heiligstes war, durfte er sie fordern von denen, die ihm Kameraden waren. — Eigen war ihm die Lebensfreude wie das tiefe Leid eigenen und fremden Erlebens, eigen der stürmende Jugendübermut und die Stille der Einheit mit der göttlichen Kraft, eigen das tiefe Wurzeln in dem Land seiner Liebe und das Hinausschauen in Weiten, die menschlichen Augen sich verbergen. Eigen die Liebesfülle, die sich verzeihen muß, wenn sie leben will, eigen der Adel der Mannentreue, dem ein sich Neigen vor der „Konjunktur“ als Befleckung des reinen Schilbes erschienen wäre.

Viel ist in den Tagen, die seinem Tode folgten, über ihn geschrieben, vieles erfahren wir von dem stillen Heldentum, dem flaglosen Leiden, das er einer Welt vorenthielt, weil es sein persönliches Leben war, weil es ihm nicht wesentlich schien für sein Werk. — Am nachhaltigsten klingt wohl der Nachruf des Freundes in uns, der auch in der Todesstunde dem Kämpfer nahe sein durfte. Und aus diesem Nachruf wieder ein Wort Hünefelds selbst an den Freund, als dieser ihn bat, in Amerika und unter dem Jubel der Menschen der Alte zu bleiben. Dies Wort lautet:

„Ich schwur einen Eid“.

In diesem kurzen Wort liegt alles beschlossen, was für ihn Leben war, liegt das heilige Bekenntnis zum Volk, das ihn gebar, liegt das heilige Bekenntnis zum deutschen Preußentum, das in ihm lebte.

Jugend, die du glaubst, deutsches Schicksal neu bauen zu können, laß dich durchfluten von diesem Geist deutschen Heldentums, der eine Welt aus den Angeln heben könnte, — wenn wir ihn begreifen würden!

G. von Willich.

(Aus dem „Deutschen Adelsblatt“.)

Bestellungen auf die „Herbstflammen“  
 nimmt in **Pernau**  
 entgegen die Buchhandlung E. Treufeldt.

### Seid und Freud der Auslandsdeutschen.

210. Während in Südslawien die deutschstämmige Bevölkerung etwa 5% ausmacht (unter 12 Millionen Einwohnern mindestens 600.000 Deutsche), beträgt der Anteil der Deutschstämmigen an der südslawischen Auswanderung 20%.

211. Bei den Gemeindevahlen in Nordschleswig erhielten die Deutschen insgesamt 92 Mandate, d. h. 6 Mandate mehr als 1925.

212. Auf verschiedene deutsche Bergarbeiter im Mybniker Bezirk (Polen) ist unter Drohung der Entlassung von der Direktion der Grube ein Druck zur Umschulung ihrer Kinder in die polnische Schule ausgeübt worden. Was sagt dazu die famose „Minderheitenkommission“?

213. Bei einer kürzlich stattgefundenen Besprechung mit den Siebenbürgern und Banater Präseften forderte der Innenminister sämtliche Verwaltungsbeamte auf, mit den Parteien möglichst in ihrer Muttersprache zu verkehren. Die Aufschriften mit der Anweisung, nur rumänisch zu sprechen, sollen entfernt werden.

214. Der Batjschkaer (Jugoslawien) Gebietsausschuß will dem Innenminister ein Reglement zur Bestätigung vorlegen, nach dem in Gemeinden mit einer größeren Zahl deutscher oder madjarischer Einwohner das Protokoll auch in der Minderheitensprache zur Verlesung gebracht werden muß.

215. Dänemark. Bei den Wahlen zum Folketing am 24. 4. — die eine absolute linke Mehrheit ergaben — wurde das deutsche Mandat gehalten. Die Zahl der deutschen Stimmen ist 9766, gegen 10.422 im Jahre 1926.

216. Aus den deutschen Zeitungen Südslawien ist seit der Errichtung der Diktatur kein Bild über die Lage des Deutschtums und die Entwicklung der deutschen Bewegung zu gewinnen, da die Zeitungen unter Zensur erscheinen und jede Kritik an den Maßnahmen der Regierung und der einzelnen Behörden untersagt ist. Es können lediglich allgemeine Aufsätze über die Minderheitenfrage oder Abhandlungen mehr geschichtlichen und persönlichen Inhalts zur Deutschtumsfrage erscheinen, jedoch läßt sich aus kleinen Notizen über Maßnahmen der Verwaltungsbehörden mancherlei zwischen den Zeilen herauslesen. So wurde Ende März dem Neusaker „Deutsches Volksblatt“ aus Apatin gemeldet, daß der Obergespan der Batjschka die Räumlichkeiten des Apatiner Bürgerlichen Kasinos und Lesevereins gesperrt und die weitere Tätigkeit des Vereins eingestellt habe. Da Apatin die größte deutsche Gemeinde der Batjschka und des ganzen Staates ist, so handelt es sich hierbei um Unterdrückungsmaßnahmen gegen das Deutschtum und seine unpolitischen Einrichtungen, die unter den bisherigen Belgrader Regierungen noch niemals behindert worden waren.

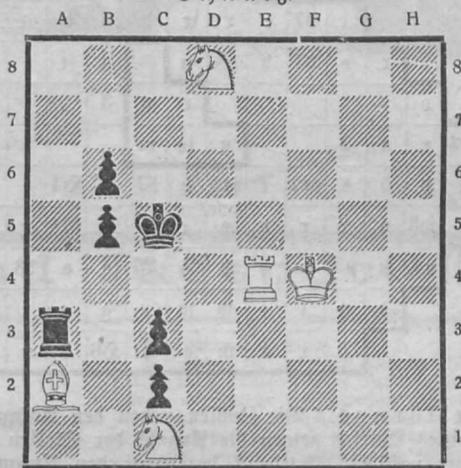
### Schach und Damenspiel.

Geleitet von A. Burmeister.  
(Adresse: Reval, Narbische Str. 26.)

Schachaufgabe Nr. 24.

Von B. Jürgens (Dorpat).

Schwarz.



Weiß.

Weiß: Kf4, Tc4, Qa2, Sc1 und d8. Schwarz: Rc5, Ta3, Bb5, b6, c2, c3.

Weiß zieht an und steck in 2 Zügen matt.

Lösung der Aufgabe Nr. 22 von Dr. Galitzky.

1. Rc5—d6, b4:c3. 2. b2—b3, setzt matt. 1. (Rc5—d6), Qf7:c4. 2. Ec3—c5 setzt matt.

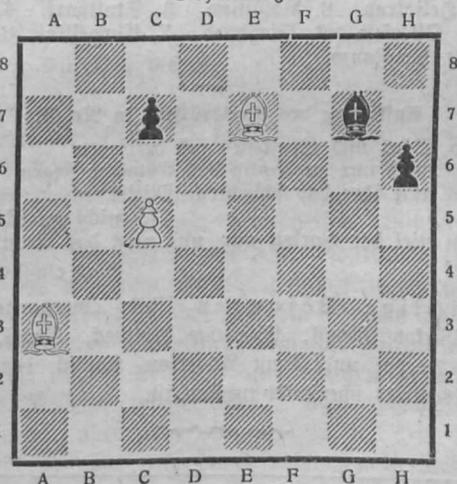
Richtig gelöst von: Eugen Lotskat, Gunnar Neumann, Ewald Karp und Gunnar Friedemann (Reval). G. Baron Knorring (Udenfüll), Boris Lemonius (Minnenaes — Dänemark.).

Damenspielaufgabe Nr. 27.

Von Ewald Karp (Reval)

Original der „Herdfammen“.

Schwarz.



Weiß.

Weiß: Damen a3 und e7, einfacher Stein c5.

Schwarz: Dame g7, einfache Steine c7 und h6.

Weiß zieht an und gewinnt.

Lösung der Aufgabe Nr. 25 von Peter Karp.

1. b2—c3, 2. Db6—f4, 3. d2—c3, 4. Df4—e3, 5. Db4—e1.

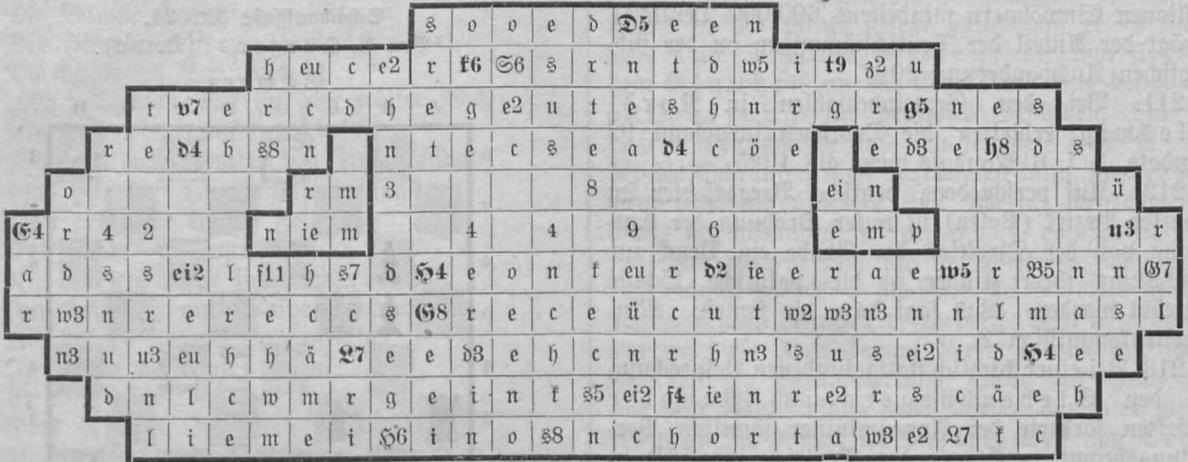
Richtig gelöst von: Guntram Karflin und Nikolai Satimoff (Reval), Eugen Lagsdin (Riga).

Bestellungen auf die „Herdfammen“ nimmt in Dorpat die Buchhandlung F. G. Krüger entgegen.

**Rätsellecke.**

**Preisrätsel.**

Hinderniskönigszug. Entwurf von Hans Jalk — Riga.



Erklärung. Die Zahlen neben den Anfangsbuchstaben eines Wortes zeigen die Anzahl der Stellen an, die das Wort passiert. Fettdruck bezeichnet den Anfangsbuchstaben eines Wortes, das ins Hindernis verläuft. Das Ganze ergibt ein Gedicht, dessen Schlußverse auf den Hin-

derniszeilen einschließlich der ungenutzten Dreiecke lesbar werden.

Für richtige Lösungen, die bis zum 1. Juli d. J. einlaufen, setzen wir wieder Buchprämien aus.

Auflösung des Rätsels von M. v. Blase-Göerner in Nr. 4: Stets.

Auflösung des Silberrätsels von Ad. P. in Nr. 4.

1. Donizetti.
2. Ideen.
3. Einhard.
4. Wojewode.
5. Anzengruber.
6. Heimweh.
7. Reineke.
8. Ebbafer.
9. Gunther.
10. Ranses.
11. Offenbach.
12. Elwa.
13. Scheriff.
14. Sanskrit.
15. Esan.
16. Brunhilde.
17. Eigelb.
18. Saimasee.
19. Liber.
20. Erasmus.
21. Holtei.
22. Toblach.
23. Alberts.
24. Vilie.
25. Lemsal.
26. Eigenlob.
27. Jjis.
28. Khlott.

Die wahre Größe besteht allein in der Herrschaft über sich selbst.

Auflösung des Quadraträtsels von Ad. P. in Nr. 4.

1. Heliotrop.
2. Palästina.
3. Stuttgart.
4. Nische.
5. Osterfest.
6. Siegfried.
7. Corneille.
8. Kronstadt.
9. Constanze.

Auflösung des Preisrätsels in Nr. 3.

Wo Edles und Gemeines sich bekriegen  
wird nur zu häufig das Gemeine siegen,  
weil ihm das schlechteste Mittel  
nicht zu schlecht ist,  
sein Ziel der Vorteil nur, und nicht das Recht ist.  
Bodenstedt.

Richtige Lösungen sind eingegangen von: Alice Dürkop, Reval, Else von Kottbeck, Reval, Käthe Bistrif, Dorpat und Ernst Anderson, Gapsal, denen je 1 Buch als Preis übersandt worden ist.

**Zeitschriftenchau.**

Balt. Blätter Nr. 8. Der 16. April 1919, von G. v. Kautenfeld. An der Na, von S. von Eibers. Die deutschen Freiheitskämpfer fordern ihr Recht. Baltische Organisation.

Balt. Stimmen Nr. 5. Diese Nr. ist, wie die vorhergehende in kleinem Format erschienen und enthält als Beilage die Broschüre von Walter Baron Maybell „Um unsere Bodenständigkeit“, einen temperamentvollen Appell an uns Balten, uns den Raum für die Erfüllung von Pflichten gegenüber dem baltischen Lande zu erkämpfen und uns nicht mit dem Anteil einer Allwelts-Minderheit zu begnügen.“

Bestellungen auf die „Herdfammen“ nehmen in

**Arensburg**

entgegen: die Kanzlei des Deutschen Gymnasiums werktäglich von 10—1 Uhr vorm.; die Buchhandlung Wally Sohn und die Deutsche Bäckerei.

■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■

**Für die Einzelabonnenten liegt die Nr. 2 des 6. Jahrgangs des Jung-Roland bei**

■ ■ ■ ■ ■ ■ ■ ■

Abonnements auf die „Herdfammen“ nehmen entgegen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstr. 12); alle Staatspostanstalten im Inlande, in Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland und Schweden; außerdem: in Arensburg: Wally Sohn; in Dorpat: J. G. Krüger Buchhandl.; F. Bergmann Buchhandl.; in Fellin: Buchhandlung Ring; in Gapsal: G. Keller; J. Koppel; in Narva: N. v. d. Bellen, Westerwall-Str. 16; in Pernau: E. Treusfeldt; in Reval: F. Wassermann; Kluge & Ströhm; in Walk: Fr. Nehmann; in Weikstein: R. Seidelberg; in Werro: Buchhandlung Songi und die Druckerei Walter Pohlak u. Ko.; in Wefenberg: Frau Montewicz (Langstraße 41) und die Buchhandlung Joh. Sarap (M. Saar). Dasselbst auch Anzeigenannahme und Verkauf von Einzelnummern.